

Die schwierigen Regionen der Welt brauchen eine dauerhafte Präsenz der starken Nationen

# Die Kolonien der Engagierten

Von Gerd Held

Auf leisen Sohlen kommt ein Wort wieder in unseren Sprachgebrauch, das über Jahrzehnte ein absolutes Unwort war: die Kolonie. Die Organisation der Hilfe bei der Erdbebenkatastrophe auf Haiti konnte nicht auf die Staatlichkeit des Landes bauen, sie musste sie ignorieren, teilweise regelrecht beiseite schieben. Auch die UN-Blauhelme waren überfordert. Um Chaos, Gewalt und Plünderung zu verhindern, musste das US-Militär die Initiative ergreifen und eine eigene Logistik errichten. Ohne Geleitschutz und sichere Plätze wären Hilfsgüter nicht bei der Bevölkerung angekommen, die Suchtrupps und Ärzte hätten um ihr Leben fürchten müssen. Die starke Rolle der USA weckte in Haiti alte Erinnerungen, aber diesmal ging es nicht um Vorherrschaft, sondern um Beistand. In Port-au-Prince machte das Wort vom „Neokolonialismus“ die Runde, doch diesmal mit einem positiven Beiklang. Hier wurde eine Kolonie der Helfenden gebildet. Das Phänomen beschränkt sich nicht auf einzelne Notfälle. In allen schwierigen Regionen der Welt kann man heute neue Formen von „Kolonien“ beobachten. Denn wo nur ein langfristiges internationales Engagement Entwicklung ermöglicht, braucht es Sicherheiten. Die eigene Siedlung wird zur Institution im fremden Land - ohne dessen Souveränität in Frage zu stellen. Man spricht nicht offiziell das böse K-Wort aus, aber im Alltag ist doch von „unserer Kolonie“ die Rede. Auch von den Einheimischen ist das nicht unfreundlich gemeint, sondern wird als eine Art Unterpfand für nachhaltiges Engagement gewertet.

Hilfsorganisationen bilden ihre eigenen Netzwerke für medizinische Versorgung, Bildung oder landwirtschaftliche Modell-

projekte. Umweltschützer und Menschenrechtler etablieren Wachtposten. Wissenschaftler und Medienleute errichten ihre „Forts“. Ein noch größeres Milieu bilden die großen und kleinen internationalen Unternehmen mit ihren Betriebsleitern, Ingenieuren, Bautrupps, Exportkaufleuten. Dazu kommen Auswanderer, die eine neue Existenz in schwierigem Neuland aufbauen wollen. Hier geht es nicht um jenen alten Kolonialismus, der auf Gold, Sklaven und Herrschaft aus war. Niemand will zu diesen Zuständen zurück. Doch in einem ganz anderen Sinn werden Kolonien in unserer heutigen Welt dringend gebraucht: Dort, wo die Bedingungen so schwierig sind, dass die Forderung nach „Selbsthilfe“ zur hohlen Phrase wird, müssen dauerhafte Brücken zwischen den starken und den prekären Nationen dieser Welt errichtet werden. Hier wird ein langfristiges Engagement mit hohem persönlichen Einsatz und großen finanziellen Vorleistungen gebraucht. Dies Engagement hat freilich einen Preis. Es braucht eigene Stützpunkte und Heimaten in der Fremde und sichere Bindungen ans Herkunftsland. So ist in den letzten Jahrzehnten an vielen Orten ein neuer Typus der Kolonie mit kleinen eigenen Hoheitsrechten entstanden. Sie bilden nicht geschlossene „Parallelgesellschaften“, sondern sind auf Partnerschaft angelegt. Oft sind sie Anziehungspunkte und gute Nachbarn für den einheimischen Unternehmergeist. Allerdings ändert das nichts daran, dass sie als Fremdkörper im Land stehen. Wer Entwicklung nur durch „gewachsene Strukturen“ akzeptiert, muss sie mit Argwohn betrachten. Doch ist weltweit der Höhepunkt des Kampfes um eine abstrakte Unabhängigkeit schon vorbei. Vor kurzem haben sich Volksabstim-

mungen in Guayana und Martinique mit klarer Mehrheit gegen eine stärkere Loslösung von Frankreich ausgesprochen.

In diesen Tagen suchen internationale Konferenzen nach Antworten auf die terroristische Kriegführung, die ihre Lager in den schwierigen Weltregionen errichtet. Die Hoffnung, in Ländern wie Afghanistan ein flächendeckendes Staatswesen aufbauen zu können, erscheint auf absehbare Zeit wenig realistisch. Wenn dies die einzige Perspektive für ein Engagement bilden würde, wäre ein resignierter Rückzug schon vorprogrammiert. Doch könnte hier der Koloniegedanke den Blick in eine an-

dere Richtung lenken. Er würde auf kleinere Räume setzen, an denen nachhaltige Sicherheitspartnerschaften gebildet werden können. Sowohl militärische wie zivile Stimmen plädieren schon für eine stärkere Regionalisierung und Stützpunktbildung. Warum sollten die an einem Aufbau interessierten einheimischen und ausländischen Kräfte nicht ihre eigenen befreiten Gebiete errichten? So könnten sie sich gegen die Kräfte der Zerstörung formieren. Die Nomaden des Terrors, die im Grunde bindingslos sind, werden diese Konkurrenz verlieren.

*(Manuskript vom 26.1.2010, erschienen als Leitartikel in der Tageszeitung „Die Welt“ am 27.1.2010 unter der Überschrift „Die neuen Kolonien“)*